

WILLIAM R. FORSTCHEN
TAG DES ZORNS

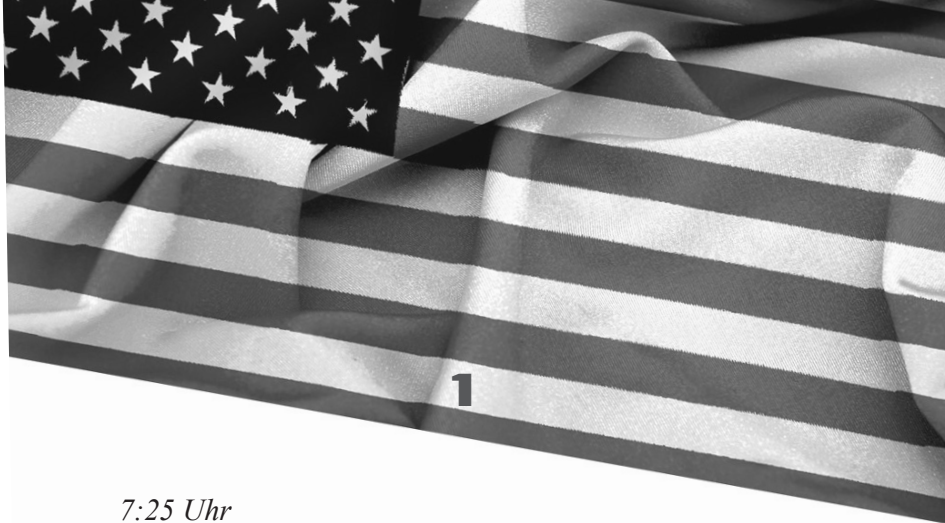
Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Day of Wrath*
erschien 2014 im Verlag Spectrum Literary Agency, Inc.
Copyright © 2014 by William R. Forstchen

1. Auflage Mai 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von William R. Forstchen
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Titelbild: Arndt Drechsler
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-373-0
eBook 978-3-86552-374-7



7:25 Uhr

In der Nähe von Portland, Maine

»Wir haben uns so sehr an das Abnormale gewöhnt, dass wir es inzwischen für normal halten.«

Bob Petersen starrte für einen Augenblick auf den Bildschirm und überlegte, ob er weiterschreiben sollte. Er hatte schon vor geraumer Zeit erkannt, dass das Bloggen und Posten von Kommentaren bei Facebook bloß eine moderne Art darstellte, sich gehen zu lassen. Ein paar Freunde lasen es vielleicht und klickten aus Höflichkeit ›Gefällt mir‹ an. Es hatte mal eine Zeit gegeben – bevor er die beruflich weise Entscheidung traf, Informatik statt Journalismus zu studieren –, da bildete er sich ein, er könne sich mit Schreiben durchschlagen. Schließlich lebte er in Maine, der Heimat vieler Autoren und hatte sogar ein paar literarische Workshops besucht. Genau diese Workshops überzeugten ihn schließlich davon, sich für ein solideres Standbein zu entscheiden, vor allem, da er gerade Kathy begegnet war, sie geheiratet hatte und darüber nachdachte, eine Familie zu gründen.

Normalerweise lud er seinen Frust nicht auf Facebook ab ... aber heute, an diesem Morgen? Die aktuellen

Schlagzeilen, die er aus der Küche hörte, erwiesen sich einmal mehr als erdrückende Litanei schlechter Neuigkeiten, die böse Vorahnungen in ihm weckten. Kathy bereitete dort gerade Lunchpakete vor, damit er und ihre Tochter Wendy sie mit zur Schule nehmen konnten.

ISIS befand sich im Irak erneut auf dem Vormarsch. Es gab ständig neue Bilder von Massenhinrichtungen, Entauptungen und Christen, die man ans Kreuz nagelte. Diese Gräueltaten wurden unter der Führung eines Mannes begangen, der das Kalifat wieder eingeführt und sich selbst zum Kalifen ernannt hatte; eines Mannes, den Bob für ebenso bedrohlich hielt wie Hitler oder Osama bin Laden.

Bobs jüngerer Bruder hatte 2004 dort drüben sein Leben gelassen. Wofür bloß, wenn man die jüngsten Entwicklungen berücksichtigte?

Aus dem Fernseher in der Küche dröhnten Berichte von der Staatsgrenze in Texas: Nicht bei allen, die sie überqueren wollten, handelte es sich um Flüchtlinge aus dem verarmten Mittelamerika. Neuerdings mehrten sich Anzeichen, wonach Terroristen aus dem Nahen Osten versuchten, auf diesem Weg das Land zu infiltrieren ... aber wozu? Ein Kommentator seines bevorzugten Nachrichten senders hatte erst letzte Nacht die Einschätzung geäußert, dass sich ein großes weltpolitisches Unwetter zusammenbraue.

Er hatte kaum geschlafen. Kathy sagte immer, er mache sich zu viele Sorgen über Ereignisse, die er ohnehin nicht beeinflussen könne, aber an diesem Morgen war er eine Stunde früher als sonst aufgestanden, um ein paar Gedanken aufzuschreiben. Es kam ihm so vor, als flüstere eine innere Stimme ihm zu, dass es Zeit wurde, Stellung zu beziehen. Dass er es heute Morgen erledigen

musste, bevor er zur Arbeit ging. Später, wenn er es sich noch einmal ansah, würde es ihm wahrscheinlich ein wenig peinlich sein, diese unausgereiften Gedanken gepostet zu haben – zumindest wenn es, wie er hoffte, ein gewöhnlicher Tag wie alle anderen in den letzten Jahren wurde.

»Wir erwarten, dass man uns belügt«, tippte er weiter. »Tatsächlich ist die Wahrheit heutzutage so selten geworden, dass wir sie, wenn sie jemand laut ausspricht, lediglich für ein momentanes Ablenkungsmanöver halten, mit dem eine weitere Lüge vertuscht werden soll. Unsere Anführer versichern uns, dass wir ihnen vertrauen können und sie in unserem Interesse handeln. Sie behaupten, für unsere Rechte zu kämpfen, während sie Monat für Monat mit millionenschwerem Gefolge irgendwo Urlaub machen. Sie fordern uns zum Sparen auf, weil überall Knappheit herrscht, während sie mit ihren Privatjets zur nächsten Versammlung jetten. Selbst Leute aus der Unterhaltungsbranche werden zu Experten für alles Mögliche erklärt, allein aufgrund der Tatsache, dass sie in einem Film eine entsprechende Rolle gespielt haben. Anstatt unserer Jugend ein Vorbild zu sein, leben sie ihnen Verschwendung vor und verspotten diejenigen unter uns, die sich bemühen, dem Nachwuchs echte Werte zu vermitteln.

In den Nachrichten war letzte Nacht von einer weiteren 30.000-Dollar-pro-Teller-Spendengala die Rede, mit der sie zusätzliche Lügen finanzieren wollen, um ihre Heucheleien zu vertuschen und uns zu betäuben, während die unkritisch jubelnden Medien in Ehrfurcht erstarren. In Washington ist jede Nacht eine Oscarnacht, in der man sich selbst zu irgendeiner Auszeichnung gratuliert. Jeden Tag gibt es einen neuen ›Skandal‹ (zumindest so lange,

bis der Nächste gefunden ist), der genau so unkritisch untersucht wird, wie man es eher von Klatschreportern erwartet, die der Neuigkeit hinterherhecheln, welche Frau gerade ihren Mann wegen einer Affäre verlassen hat. Politik mischt sich mit Unterhaltung und Unterhaltung mit Politik, obwohl das eine ursprünglich allein der Zerstreuung diene und das andere eine Frage von Leben und Tod war und nach wie vor ist.

Der Drogentod eines zweitklassigen Schauspielers wird medial intensiver aufbereitet und betrauert als die versiegelten Metallkisten, die aus dem Nahen Osten überführt werden.«

Nachdem er diese Zeilen geschrieben hatte, legte er eine Pause ein. An dem Morgen, als er und Kathy sich darauf vorbereitet hatten, zum Air-Force-Stützpunkt in Dover zu fahren, um den Sarg seines Bruders in Empfang zu nehmen, war die Schlagzeile des Tages der Drogentod eines weiteren Entertainers gewesen. Noch mehrere Tage später hatten die Medien die tränenüberströmten Fans auf seiner Beerdigung mit Aufmerksamkeit überschüttet. Sein Bruder und vier andere aus seinem Trupp waren am selben Tag beigesetzt worden. Lediglich die Lokalnachrichten brachten eine kurze Meldung. Die Einzigen, die um seinen Bruder weinten, waren Familie, Freunde von der High School und ein Kamerad gewesen, den man beauftragt hatte, die Leiche oder das, was von ihr übrig geblieben war – der Sarg wurde nie geöffnet – aus dem Irak nach Hause zu begleiten.

Für einen Moment saß er still da und dachte nach. Dann schrieb er weiter.

»Die täglichen Skandale aus Washington nimmt niemand mehr wirklich wahr. Einen Tag später sind sie bereits vergessen. Ein neuer Skandal oder eine neue

Affäre springt in die Bresche. Realityshows sind zur Wirklichkeit geworden; das wahre Geschehen wird zunehmend zu einem rauschartigem Traum, den man nicht länger ernst nimmt.

Und diejenigen unter uns, die es noch wagen, Fragen zu stellen, tun dies mit gesenkter Stimme. Denn in Amerika ist heute die schlimmste Sünde von allen – die wahre Sünde – nicht länger Rassismus oder Hass. Nein, es ist die schlichte Angst, mit seinen Gedanken anzuecken.

Die Vereinigten Staaten wurden nicht von Leuten gegründet, die sich fürchteten, mit ihren Gedanken anzuecken. Sie wurden nicht von jenen aufgebaut, die Angst hatten, sich zu wehren. Ist es nicht an der Zeit, dass wir zurückschlagen und uns wehren? Aber wie sollen wir uns wehren? Gegen wen oder was kämpfen wir überhaupt? Wie können wir zurückschlagen?«

»Hey, Bob, du kommst noch zu spät!«

Er starrte auf den Bildschirm, scrollte zurück, um zu lesen, was er gerade geschrieben hatte, markierte es und ließ den Finger über der Delete-Taste schweben. *Wozu die Mühe? Ich bin heute Morgen einfach angepisst. Wenn ich hier Dampf ablasse, bekomme ich 80 Kommentare. In den meisten davon erkundigen sich irgendwelche Idioten, worüber zum Teufel ich mich so aufrege. Und dann gerät die Sache bereits in Vergessenheit, weil sich die Leute viel lieber mit einem Videoclip ablenken, in dem bei irgendeiner Preisverleihung jemand mit dem Arsch gewackelt hat oder einer Tussi ein ›Malheur‹ mit ihrem Kleid passiert ist. Schließlich versichert man uns ja ständig, dass diese ganzen Skandale sowieso nicht echt sind.*

»Beeil dich!«

Er stand auf, blickte noch einmal auf den Monitor und bewegte den Finger von der Löschen- zur Eingabetaste,

postete seine Grübeleien und verspürte einen Stich des Bedauerns und der Scham. Sicher fühlten sich nun wieder etliche Freunde vor den Kopf gestoßen.

Kathy wartete in der Küche und hielt ihm mit liebevoller Geste eine Tasse Kaffee hin. Sie trug etwas, das er ihren Gammel-Bademantel nannte. Ihre Haare waren immer noch etwas zerzaust und sie hatte kein Make-up aufgelegt ... lauter Details, die sie für ihn nur noch lebenswerter machten. Nach der ›Überraschung‹, die sie vor einem Jahr erlebt hatten, fand sie sich mittlerweile damit ab, noch etwas länger Hausfrau zu sein.

Dankbar nahm er die Tasse entgegen und trank sie mit zwei großen Schlucken zur Hälfte aus. Sie hatte ihm fast zu gleichen Teilen Kaffee und Sahne geschenkt, obwohl sie ihm ständig wegen des hohen Cholesteringehalts der Sahne in den Ohren lag.

Kathy hatte sich angewöhnt, eine Stunde vor ihm aufzustehen, um das Frühstück für ihre ältere Tochter und seinen Kaffee zuzubereiten. Er konnte zu dieser Tageszeit einfach keine andere Nahrung als Koffein vertragen. Es rüttelte ihn wach, damit er sich der Welt da draußen stellen konnte – natürlich erst, nachdem er sich für ein paar Minuten der Fantasie hingegenossen hatte, Schriftsteller zu sein.

Sie waren sich in ihrem ersten Semester an der University of Maine in Bangor begegnet, hatten ihre streng katholischen Eltern in Aufregung versetzt, indem sie während der Abschlussprüfungen zusammenzogen, und die Wogen durch ihre Heirat eine Woche nach Bekanntgabe der Ergebnisse geglättet. Kathy hatte im Hauptfach Mathematik auf Lehramt studiert, er Informatik auf Lehramt. Er hatte auf den Rat seines Vaters gehört, »einen Abschluss zu machen, mit dem man auch

einen Job bekommt« und den Traum vom Schreiben erst danach weiterzuverfolgen.

Tatsächlich war es ihnen gelungen, eine Stelle an der gleichen Schule in der Vorstadt von Portland zu ergattern. Dort hatten sie vier Jahre lang Seite an Seite unterrichtet, bis Wendy in ihr Leben trat. Kathy nahm sich für ihre erste Tochter eine mehrjährige Auszeit, kehrte dann an die Schule zurück ... bis sie schließlich vor zwei Jahren eine späte Überraschung erlebten. Jetzt konnte er jeden Morgen sehen, wie hin- und hergerissen sie war. Sie liebte es, sich erneut auf ihre Mutterrolle zu konzentrieren, aber als sie ihm seine Tasse Kaffee reichte, um ihn für einen weiteren Tag in der Schule fit zu machen, spürte er ihre Sehnsucht und ahnte, wie sehr sie ›ihre Kids‹ an der Joshua Chamberlain Middle School vermisste.

Es war einer dieser prächtigen Herbsttage in Maine. Der Wagen draußen in der Einfahrt wurde von Raureif bedeckt. Er dachte liebevoll an ihr erstes gemeinsames Jahr an der Schule zurück: wie er, wenn die Temperatur auf zweistellige Minusgrade sank, immer als erster die Wohnung verließ, um das Auto freizukratzen und die Heizung einzuschalten, bis sie angerannt kam und sich darin aufwärmte.

Ihre Tochter Wendy stand ebenfalls in der Küche. Sie sah den Fotos aus dem Familienalbum, auf denen Kathy im gleichen Alter gewesen war, verblüffend ähnlich: schlaksig, langbeinig und übermütig. Ihr rotes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Man konnte bereits deutliche Anzeichen erkennen, dass sie einmal zu einer großen Schönheit heranwachsen würde. Aber noch war sie durch und durch ›Daddy's Girl‹, obwohl sie sich bemühte, das nicht zu zeigen, vor allem nicht in Gegenwart ihrer Freunde.

Im Augenblick wirkte sie ziemlich genervt, weil ihr Dad mal wieder trödelte. Ihre morgendliche Lästerrunde wartete bereits im Klassenzimmer. Sie hatte gerade einmal einen kurzen Seitenblick für ihren Vater übrig, als er ihr ein Küsschen auf die Wange gab. Sofort widmete sie sich wieder ihrem Handy, verschickte Textnachrichten und stellte mit glucksendem Lachen fest, dass einem Mädchen namens Janey heute ein garantiertes Donnerwetter bevorstand, weil man sie beim Knutschen mit dem Freund eines Mädchens namens Hallie erwischt hatte.

Er bedachte Kathy mit einem Blick, sagte aber nichts. Sollte so etwas nicht erst anfangen, wenn sie 15 oder 16 Jahre alt waren? Obwohl er an der Mittelstufe unterrichtete, betrachtete er seine Schützlinge immer noch als Kinder, auch wenn die Popkultur dafür sorgte, dass vor mehreren Jahren bereits eine 15-jährige Miley Cyrus das Cover der *Vanity Fair* geziert hatte.

Kathy kommentierte den jüngsten Skandal an der Schule nicht. Sie verstaute ein Lunchpaket in Wendys Rucksack, beugte sich zu Bob hinauf und küsste ihn auf die Wange.

»Ich wünsch dir 'nen schönen Tag.«

Er erwiderte den Kuss und sah über die Schulter zu Shelly, ihrer Einjährigen, die auf einem Kinderstuhl am Küchentisch hockte, sich fröhlich Schokoladenpudding ins Gesicht und in die Haare schmierte und lachte, worüber auch immer Einjährige lachten, wenn sie gerade eine mächtige Sauerei veranstalteten.

Wendy bedachte ihre kleine Schwester mit einem knappen Blick und stieß einen angeekelten Grunzlaut aus.

»Du warst in dem Alter genauso eklig«, ließ Bob sie wissen. Sie verdrehte nur die Augen.

»Im Vergleich zu ihr war ich perfekt«, behauptete Wendy. Aber er sah, wie beim Anblick der Ferkelei ein liebevolles Lächeln über ihr Gesicht huschte.

»Willst du nicht für heute mit mir tauschen?«, seufzte Kathy, die erst Shelly und dann ihre beiden Großen betrachtete, die gleich zur Schule aufbrachen.

»Du warst doch diejenige, die es für eine tolle Idee hielt, noch ein Kind zu kriegen«, brachte er zu seiner Verteidigung vor.

»Ja«, war alles, was er ihr damit entlockte. »Bloß für einen Tag, komm schon! Ihr könnt hierbleiben, die verschmierte Schokolade aufwischen, ihre Windeln wechseln, diesem komischen lila Dinosaurier im Fernsehen beim Rumtanzen zuschauen und ich kann wenigstens mal für fünf Minuten ein intellektuelles Gespräch mit ein paar Zwölfjährigen führen.«

Wehmütig schaute sie die beiden an – mit gehobenen Augenbrauen, zur Seite geneigtem Kopf und dem Anflug eines spitzbübischen Lächelns. Dieser Blick traf Bob selbst nach all den Jahren immer noch wie ein Blitz und ließ seine Knie weich werden. Ihm wurde bewusst, dass sie es zumindest ein bisschen ernst meinte. Falls er zugestimmt hätte, wäre sie sofort ins Schlafzimmer gerannt und hätte etwas Make-up aufgetragen, um anschließend mit Wendy loszufahren und dem Direktor mitzuteilen, dass sie heute für ihn einsprang.

Wendy warf ihrer Mutter einen verständnisvollen Blick zu, der jedoch gleichzeitig verriet, dass sie ihre Bitte für völlig durchgeknallt hielt.

»Ein intellektuelles Gespräch? In der siebten Klasse? Komm schon, Mom, du machst dir selbst was vor.«

»Nächstes Jahr!« Mehr konnte Bob ihr nicht anbieten. Er wusste nicht recht, ob sie sich tatsächlich beklagte

oder lediglich versuchte, Schuldgefühle bei ihnen auszulösen, bevor sie für einen weiteren Tag hinaus in die Welt gingen.

Kathy strahlte ihn mit diesem reizenden Lächeln an, das ihn schon seit dem Tag ihrer ersten Begegnung in den Bann zog. Als er zum ersten Mal in ihre Augen sah, hätte er schwören können, dass tatsächlich Lichter in ihnen funkelten. Nun wischte sie sich eine verirrte rote Haarsträhne aus dem Gesicht und hinterließ dabei eine Spur aus Schokoladenpudding an Kinn und Hals. Er lachte leise, während er ihr das Zeug halb wegküsste und halb ableckte.

»Mach das nicht«, flüsterte sie, damit Wendy, die wartend an der Tür stand, es nicht mitbekam. »Sonst bringst du mich auf andere Gedanken und ich sitze hier ganz allein ohne dich rum.«

»Vielleicht heute Nacht«, erwiderte er flüsternd.

»Komm schon, Dad, wir sind spät dran!«

Die zwei spähten zu ihrer Zwölfjährigen hinüber, die in der Tür stand und sie mit dieser Kombination aus Verzweiflung und vorwurfsvoller Beschämung musterte, wie sie typisch für Kinder ist, wenn ihre Eltern zu zärtlich miteinander umgehen.

Kathy schob ihn weg.

»Geh schon ...«

Er hielt inne. Der Fernseher auf dem Küchentresen weckte seine Aufmerksamkeit.

»Die wichtigsten Meldungen des Tages bringen wir Ihnen nach der Pause. Der Schusswechsel an der Robert Morrison High School bei Syracuse im Bundesstaat New York, bei dem gestern vier Menschen getötet und zehn verwundet wurden, erregt zunehmend öffentliches Interesse. Um sieben Uhr heute Morgen erreichte uns der

Bericht eines nicht näher benannten Ermittlers, demzufolge der Schütze einen Brief in arabischer Sprache bei sich führte. Darin wurde verkündet, dass die Zeit des Dschihad nun gekommen sei, wie vom Islamischen Staat versprochen. Die mit dem Fall betrauten Regierungsvertreter dementieren die Angaben und rufen die Bevölkerung zu Gelassenheit auf. Alle Schulen im Gebiet um Syracuse bleiben heute geschlossen ...«

Am unteren Bildschirmrand informierte das Laufband in einer knappen Meldung über den Tod von drei Grenzwächtern in der vorigen Nacht bei Austin, Texas. Ein Zeuge gab zu Protokoll, es habe sich um einen professionell durchgeführten Angriff, nicht um eine unkoordinierte Schießerei gehandelt.

Bob ließ die Neuigkeiten auf sich wirken und bemerkte den besorgten Ausdruck in Kathys Augen. Jeder, der an öffentlichen Bildungseinrichtungen unterrichtete, ganz besonders Paare, die an der gleichen Schule arbeiteten, tauschten sich regelmäßig über das ›Was, wenn es bei uns passiert?‹-Szenario aus. Behutsam beugte er sich zu Shelly, um ihr einen Kuss auf den Kopf zu geben und achtete darauf, dass sie ihn nicht mit Pudding vollschmierte. Er rümpfte die Nase. Das Kind stank und er musste einen Brechreiz unterdrücken. Was diesen Aspekt der Vaterschaft betraf, zählte er definitiv zu den Totalversagern. Er war froh, dass er sich auf den Weg zur Arbeit machen konnte und nicht ihre Windeln wechseln musste.

»Ich liebe dich, du kleines Monster.« Seufzend lächelte er Kathy an. Wendy saß bereits beim Auto.

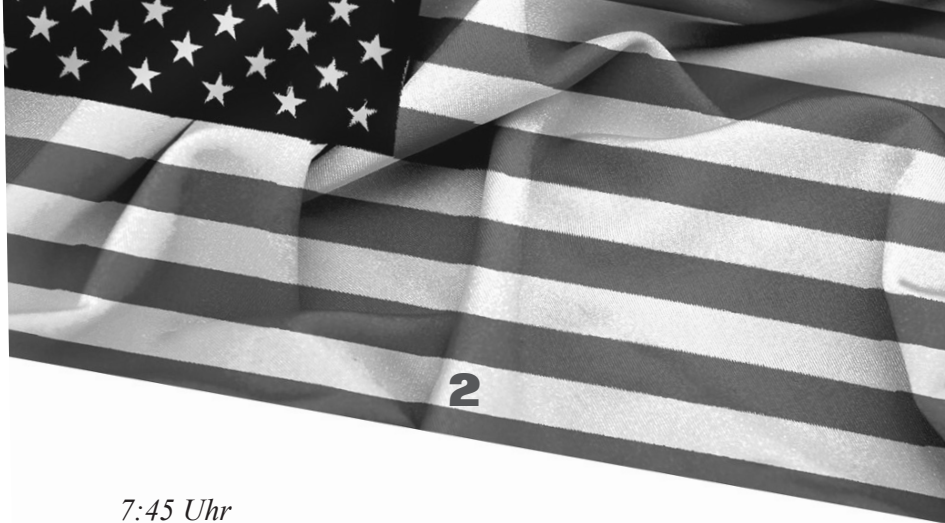
»Bin spät dran«, war die einzige Entschuldigung, die ihm in den Sinn kam, dann huschte er aus der Tür und wurde mit voller Wucht von der frostigen Luft dieses

Oktobermorgens in Maine getroffen. Er blickte noch einmal zurück und hauchte Kathy einen Kuss entgegen – eine Tradition, an der sie seit ihrer ersten gemeinsamen Nacht festhielten.

Es war das letzte Mal, dass sie einander lebend sahen.

In der Nähe von ar-Raqqa, Syrien

#diesirae631: Schwert Eins: Vier Stunden. Schwert Zwei: Viereinhalb Stunden. Allāhu akbar.



7:45 Uhr

In der Nähe von Portland, Maine

Bob parkte den Wagen, den er und Kathy ›die Luxuskarosse‹ getauft hatten, auf dem üblichen Platz vor der Joshua Chamberlain Middle School. Der rote 350Z wirkte etwas übertrieben für jemanden, der vom Gehalt eines High-School-Lehrers lebte, aber sie hatten ihn schon Jahre vor Wendys Geburt gebraucht gekauft – tatsächlich nur wenige Wochen, bevor sie von Kathys Schwangerschaft erfuhren. Sie hatten an dem Auto festgehalten, obwohl es für eine frisch gebackene Familie völlig unpraktisch war. Der viel vernünftigere Subaru-SUV beanspruchte den zweiten Parkplatz in der Einfahrt ihres kleinen Häuschens mit drei Schlafzimmern, das sie vor acht Jahren erworben hatten.

Sie führten nicht das Leben, das sie sich nach ihrer ersten Begegnung ursprünglich erträumt hatten. Der ursprüngliche Plan war gewesen, dass Bob einige Jahre nach der Heirat und ihrer Einstellung an der Middle School in Portlands Vorstadt noch ein Aufbaustudium machte und die Lehrtätigkeit dann zugunsten eines wesentlich besser bezahlten Jobs in der freien Wirtschaft aufgab.

Kathy hatte geplant, einen höheren Abschluss in Mathe nachzuholen und am College zu unterrichten. Dann wäre es auch möglich gewesen, einen zweiten Anlauf mit seiner Schreiberei zu nehmen. Als Journalist den Durchbruch zu schaffen, war, wie sie es nannten, eine ›Märchenfantasie‹, aber zu diesem Zeitpunkt hatte es gut geklungen.

Doch dann kam Wendy zur Welt. Wie das Leben so spielte, blieben sie beide Lehrer und versprachen sich gegenseitig, ihre Träume in 25 Jahren erneut in Angriff zu nehmen, wenn sie in Rente waren und Wendy auf dem College. Bis die späte Überraschung namens Shelly diesen Plan noch weiter nach hinten verschob.

Als er auf dem Parkplatz gerade die Autotür öffnen und aussteigen wollte, hatte er für ein paar Sekunden Blickkontakt mit Wendy. Er konnte sich nicht beklagen, führte mit Kathy eine liebevolle Ehe, was in dieser Welt offenkundig eine Seltenheit war, und ihre beiden Töchter waren mit guter Gesundheit gesegnet. Natürlich empfand er es als anstrengend, täglich von früh bis spät in der Schule zu schuften und da Kathy zu Hause blieb, mussten sie sparen. Aber in diesem Augenblick, an diesem friedlichen Tag in Maine, trug seine Tochter ein schüchternes Lächeln im Gesicht, für das er dankbar war und sich glücklich schätzte.

»Ich komm zu spät, Dad«, quengelte Wendy, öffnete die Tür und stieg aus. Die Tage, in denen er sie zur Grundschule gebracht hatte, auf dem Weg ihre Hand gehalten und sie zum Abschied umarmt hatte, waren vorbei. Vielleicht spürte sie seine Enttäuschung, denn sie sah sich noch einmal zu ihm um und spendierte ihm ein zähnefletschendes Grinsen – eine Erinnerung daran, dass als größte Investition in diesem Jahr eine Zahnsperre für sie bevorstand.

»Hab dich lieb, Dad«, rief sie und rannte zu einer ihrer Freundinnen. Wendy zeigte ihr eine Textnachricht auf dem Handy, das sie ausschalten mussten, sobald sie im Schulgebäude waren. Die beiden kicherten. Bob seufzte.

Sobald sie sich außer Sichtweite befand, öffnete er das Fach zwischen den Sitzen. Etwas an den heutigen Nachrichten ... nein, nicht nur an den heutigen, sondern an denen der letzten Tage, hatte ihn zu einer Entscheidung gezwungen, von der nur Kathy wusste. Er zog eine Ruger .380 aus dem Fach und verstaute sie in seiner Hosentasche.

Obwohl er eine Genehmigung zum verdeckten Tragen von Waffen besaß, verstieß er gerade sowohl gegen Bundesgesetze als auch gegen die Verfassung des Bundesstaates Maine. Falls es jemand herausfand, verlor er seine Lehrerlaubnis und musste bis zu fünf Jahre ins Gefängnis.

Es *herausfand*? Nun, es reichte bereits, wenn jemand die Pistole entdeckte, falls sie ihm aus der Tasche rutschte, während er in die Hocke ging, um etwas aufzuheben. Dazu kam, dass die Hose, die er trug, etwas zu eng war. Ein aufmerksamer Kollege mochte Verdacht schöpfen und damit zum Direktor rennen. Dieser würde ihn zu sich bestellen und gleichzeitig die Polizei alarmieren, die ihn filzen, ihm Handschellen anlegen und ihn ins Gefängnis bringen würde.

Falls die Sache aufflog, landete er im Knast, war seine Lehrerlaubnis auf Lebenszeit los und musste eine saftige Strafe zahlen. Die bundesweiten Medien würden irgendwo ein Amateurvideo von ihm ausgraben, wie er in Handschellen abgeführt wurde. Die einzigen Verbrechen, die in einer Schule als noch verwerflicher galten, waren sexuelle Belästigung oder Ausbeutung von Schülern. Nach seinem Empfinden war dafür die Todesstrafe

angemessener als eine Gefängnisstrafe mit Rehabilitationstherapie, die wahrscheinlich sogar kürzer ausfiel als die, die er antreten müsste, falls man ihn mit der Waffe erwischte.

Was erwartete einen Lehrer, wenn ein Schüler nach dem Unterricht ins Klassenzimmer kam und ihn mit einer Kollegin erwischte, mit der er eine Affäre hätte? Eine peinliche Entlassung. Und wenn er Gelder veruntreute? Vermutlich eine diskrete, stille Kündigung.

Wie lief es bei Inkompetenz, die in seinen Augen ebenfalls ein sträfliches Vergehen darstellte? Solange die Schüler des inkompetenten Lehrers ihre Prüfungen erfolgreich hinter sich brachten, wuchs schnell Gras über die Sache. Als er sich einmal über ein anderes Mitglied des Lehrkörpers beschwert hatte, dessen IQ, wie er es ausdrückte, »unwesentlich oberhalb der Raumtemperatur« lag, hatte man ihm geantwortet: »Mr. Iverson geht in sechs Jahren in Rente, also lassen Sie die Sache auf sich beruhen, damit die Gewerkschaft keinen Riesenaufruf veranstaltet.« Seine Funktion versetzte Bob zumindest in die Lage, das seine Tochter betreffende Problem zu lösen, indem er darauf bestand, dass sie zu einem anderen Lehrer kam. Aber rund 100 andere Kinder, die weiterhin Tag für Tag Unterricht bei Iverson hatten? Nun, wenigstens dauerte es nur noch sechs Jahre, bis er in Rente ging.

Und die Waffe? Wozu die Waffe?

Er traute den Anweisungen der »Experten« in der Hauptverwaltung nicht, während er jeden Tag seinen Schülern in die Augen sah und sich fragte: »Was täte ich, wenn so ein Albtraum sich in der Chamberlain Middle School abspielen würde?« Er traute der kontraintuitiven Logik nicht, wonach man sich, wenn ein Mann mit einem

Gewehr ins Gebäude eindrang, im Klassenzimmer einschließen, auf den Boden legen und beten sollte. Nun ja, nicht wirklich beten – dies war schließlich eine staatliche Schule –, aber er hätte zumindest auf einer Schweigeminute bestanden, während sie darauf warteten, erschossen zu werden.

Die geflüsterten Unterhaltungen, die er mit nur wenigen anderen Lehrern und Kathy über die Angelegenheit geführt hatte, führten wieder und wieder zum gleichen Ergebnis. Vor 9/11 war einem noch eingeimpft worden, sich in einem entführten Flugzeug einfach zurückzulehnen und zu entspannen. Alles wurde gut, sobald man sich ein Beruhigungsmittel einwarf und auf diejenigen hörte, die das Kommando hatten. Das galt allerdings nur, sofern man kein Jude und der Entführer Muslim war. In diesem Fall warf man besser seinen Ausweis weg und behauptete, Smith zu heißen.

Und dann kam der United-Flug 93: die vierte gekaperte Maschine an diesem schwärzesten aller Tage in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Handyanrufe, in denen die Passagiere auf diesem Flug, der dem Untergang geweiht war, zum Zurückschlagen angehalten wurden. Sie kämpften, starben und retteten damit wahrscheinlich Tausenden am Boden das Leben.

Seit diesem Tag glaubte er, dass es nicht allein an den Milliarden lag, die man in Sicherheitsmaßnahmen gesteckt hatte, dass seit 9/11 kein einziges Flugzeug mehr im amerikanischen Luftraum entführt worden war. Es hatte auch mit der grundlegenden Erkenntnis zu tun, dass jeder, der künftig den Versuch unternahm, einen Jumbo zu kapern, sich 200 ganz normalen Amerikanern gegenüber sah, die *zurückschlugen*. Das schreckte den Feind mehr ab als jeder andere Faktor und veranlasste

ihn, sich neue Ziele zu suchen. Das gleiche Prinzip hatten viele während ihrer eigenen Schulzeit kennengelernt: Statt sich über einen Schulhoftyrannen, der andere einschüchterte, beim Lehrer zu beklagen, bestand die bessere und weitaus überzeugendere Antwort darin, sich zu wehren. Ein Vergleich der Statistiken zu entführten Flugzeugen in den 13 Jahren vor 9/11 und den Jahren danach genügte Bob, um seine Entscheidung zu treffen.

Er brach an diesem Morgen also Bundes- und Staatsgesetze. Dieselben Gesetze, die Experten jahrelang als einzige Antwort auf den Terror hingestellt hatten. Wehrlos sein? Eine Tür abschließen, warten und beten? Er glaubte nicht länger daran, dass das die richtige Methode war. Im Flüsterton hatte er anderen gegenüber den Standpunkt vertreten, dass seine oberste Pflicht als Lehrer, noch vor allen anderen Bedenken, im Schutz seiner Schüler bestand – komme, was wolle. Wenn es nötig wurde, war er bereit, für die Erfüllung dieser Pflicht auch ins Gefängnis zu gehen. Besser das, als passiv wie ein Schaf der Schlachtung seiner Lämmer beizuwohnen.

Er hatte diese Entscheidung nicht leichtfertig oder überheblich getroffen, wie es so mancher Macho-Idiot getan hätte. Er hatte die Pistole rechtmäßig erworben und den erforderlichen Schein gemacht, der ihn zum verdeckten Tragen einer Waffe berechtigte. Das änderte freilich nichts daran, dass es illegal war, sie auf einem Schulgelände mitzuführen. Kathy hatte dasselbe getan, denn auch sie war noch an der Schule gewesen, als sie sich auf dieses Vorgehen verständigten. Also besuchten sie gemeinsam die Weiterbildungskurse eines örtlichen Waffenhändlers, in denen es um Sicherheit und das Wie und Wann des Gebrauchs jener Schusswaffe ging, die er

nun gesetzwidrig mit in die Schule nahm. Für ihn war es eine Frage der Moral. Für den Fall, dass die Kinder, die man ihm anvertraut hatte, bedroht wurden, musste er sie beschützen – ohne Wenn und Aber.

Er warf das Magazin aus, vergewisserte sich noch einmal, dass keine Patrone in der Kammer steckte, schob es zurück und steckte die Pistole wieder in seine Tasche. Sie war mit sechs Hohlspitzprojektilen geladen und befand sich in einem Holster, das Kathy in seine rechte Jeanstasche eingnäht hatte. Als das erledigt war, stieg er aus und öffnete den Kofferraum, um seine Aktentasche zu holen. Dabei strich er in einer nun schon in Fleisch und Blut übergegangenen Geste mit der Hand an der rechten Körperhälfte entlang, um sicherzugehen, dass die Waffe korrekt im Holster saß und von außen nicht sichtbar war.

Er betrat die Schule und ignorierte die Schilder an sämtlichen Türen, die verkündeten, dass die Joshua Chamberlain Middle School eine schusswaffenfreie Zone war. Er bedachte Charlie, den 60-jährigen Sicherheitsbeamten, mit einem von Herzen kommenden, warmen und freundlichen Begrüßungslächeln, das der Mann erwiderte. Sie unterhielten sich kurz, Charlie fragte nach ›Miss Kathy‹ und sie rissen ein paar Witze darüber, dass er sich vor dem Windelwechseln gedrückt hatte. Dann legte er den kurzen Weg zum IT-Flügel zurück, in dem sich sein Büro und der Klassenraum befanden, während die Kids lachend an ihm vorbeirannten und die Türen ihrer Spinde zuknallten. Es war der Beginn eines ganz normalen Schultags an der Joshua Chamberlain Middle School vor den Toren Portlands.



www.forstchen.com

WILLIAM R. FORSTCHEN (geboren 1950 in New Jersey) ist der Autor des internationalen Bestellers ONE SECOND AFTER – DIE WELT OHNE STROM. Er hat darüber hinaus viele andere Romane und Sachbücher verfasst, die zahlreiche Themenkomplexe von Geschichte bis Science-Fiction abdecken, unter anderem auch für die Reihen *Wing Commander* und *Star Voyager Academy*.

Forstchen verfügt über einen Dokortitel der Purdue University und hat sich auf Militärgeschichte, den amerikanischen Bürgerkrieg und die historische Entwicklung von Technik spezialisiert. Er lehrt derzeit als Professor für Geschichte am Montreat College in der Nähe von Asheville in North Carolina.

William R. Forstchen bei FESTA:
Der Sternenturm – Tag des Zorns